

*Dichtung als Dienst am Leben*

Otto Heuscheles Werk umgrenzt eine Provinz des Bewahrens und Verharrens. Ein Sehen und Erleben, das alles ins Seelenhafte verwandelt, läßt ihn sein Schaffen als heilenden Dienst am Leben empfinden. Sein Bekenntnis zur Tradition, seine Verehrung des Großen, Schönen, Reinen, das zeitlos in die Welt ausstrahlt, bleibt sich deshalb Goethes „Forderung des Tages“ bewußt. Das idealistische Menschenbild, das er, mit hoher innerer Konsequenz, in immer neuen Gestalten beschwört, macht den Ruf an das Gewissen der Zeit sogar zu einem besonders dringlichen Anliegen. Diese Auseinandersetzung zwischen dem Ewigen und Zeithaften, zwischen Geist und Leben bestimmt auch den Charakter seines neuen – dritten – Romans „Am Abgrund“ (Stieglitz-Verlag E. Händle, Mühlacker; 12.80 DM).

Die Spannungen, die in der Begegnung der Mächte „von Unten“ und „von Oben“ erfahren werden, setzen einen Künstler, dessen Frau und Tochter dem Gefährlichen aus. Der Bildhauer Gabriel Markus, der, seiner hohen Sendung bewußt, bis in sein Alter dem „Schönen“ gedient hat, erlebt unversehens die Ablehnung seines Schaffens durch einen Jüngling, der seine berühmten Plastiken zerstört. Dergestalt erfährt er die Macht einer Zeit, „die zerschlagen wird, was durch lange Generationen gewachsen ist“. Auf dem klassischen Boden Griechenlands wird auch die Frau, Christine, durch die Dämonie eines jungen Dichters in einen – freilich nur innerlich erlebten – Abgrund gerissen. Ihre aus Seelennot gefährlich auflodernde Erkrankung macht nach der Heimkehr noch eine Ehekrise als – dritte – Bedrohung sichtbar. Zeitschicksal erscheint so als ein Netz, das über alle geworfen wird. Dennoch verfinstern die herandrängenden Schatten diese Seelenlandschaft nicht total. Der Weg der Handlung führt zurück ins Helle. Das Zeitlose überdauert die Zeit. Ein Roman also, der zur Besinnung rufen will. Die spannend erzählte Handlung wird von dem sehr persönlichen Bekenntnis zur errettenden Kraft des Humanen, des Ewigmenschlichen getragen.

Eine gleiche Haltung und Gesinnung kennzeichnet die sehr verdienstvolle Anthologie „Das Füllhorn – Schwäbische Lyrik aus zwei Jahrhunderten“ (J. F. Steinkopf-Verlag, Stuttgart; 12.80 DM). Heuschele spannt den Bogen seiner Auswahl von Schubart und Schiller bis Reuschle und Kommerell. Das schöpferische Eigenste der großen Dichter ist ebenso aufgenommen wie das große Gedicht schöpferisch eigenständiger Dichter, die uns weniger vertraut sind. Ein vielgestaltiges Erbe stellt sich uns dar, das dennoch durch die Geistigkeit eines Stammes verbunden ist, der Reflexion, Empfindung und Gefühl gerade in der Lyrik zu gültiger Aussage bringt. Der Band, der eine erfreuliche Ergänzung zu der gleich gründlich und umsichtig erarbeiteten Sammlung „Geisteserbe aus Schwaben“ darstellt, führt 39 Namen auf. Trotz der Unterschiede, die sich aus Thema, Erlebnisweise und Ausdrucksform dieser Gedichte im einzelnen ergeben, verbindet sie deshalb ein einheitlich gestimmter Grundton: der Klang einer im Herzen erinnerten, ganz nach innen verwandelten Wirklichkeit. Solche Beruhigung im Einfach-Klaren läßt deren heile Kräfte unentstellt zur Wirkung kommen.

Heuscheles jüngste Erzählung „Das Mädchen Marianne“ (Stieglitz-Verlag, Mühlacker; 6.80 DM) läßt die Schatten der Zeit, Schrecken, Verwirrung und Angst tiefer in den erlebenden Seelengrund ein. Sie, die früh die Mutter verliert und von Fremden adoptiert wird, empfindet das Leben, dem sie wehrlos ausgesetzt wird, wirklich als „böse“. Wohl wächst sie, „zierlich und anmutig und schön“ von Gestalt, zu einem Wesen heran, das die Menschen gewinnt. Aber aus ihrer elfischen Natur, Mörikes Peregrina verwandt, „steigt etwas Dämonisches auf“. Elemente sind in sie eingegangen, die sich nun wie die Gewitter in der Nacht erheben. Eines Tages weht sie gleichsam – mit einem Strauß Margeriten – dem Dichter ins Haus, beschäftigt ihn tief und zieht zugleich eine Reihe anderer Menschen und Geschicke in seinen stets teilnehmenden Blick. Für ihn aber wird sie zu einem Gleichnis des rätselhaften Lebens, dessen Schicksalsfäden unergründlich scheinen und dennoch, unter dem Aspekt des Ewigen gesehen, sich sinnvoll verknüpfen. So führt die Begegnung mit dem Mädchen zu einer beständigen Selbstbezeugung, in der der Erzähler Rechenschaft gibt über Not und Glück auch des eigenen, ganz in sich gesammelten Lebens. Um so stärker wird seine Bereitschaft, im Ethos des Dienens und der Fürsorge sich dem Menschlichen zu öffnen.

Emil Wezel

Hans Koepf, *Schwäbische Kunstgeschichte*, Band I: Romanik und Städtebau, 1962. Band II: Baukunst der Gotik, 1961. Je 18.50 DM. Jan Thorbecke Verlag, Konstanz und Stuttgart.

Voll Erwartung nimmt der unvoreingenommene Leser den ersten der insgesamt zu erwartenden 4 Bände zur Hand. Der anspruchsvolle Titel verspricht eine zusammenfassende Darstellung. Beim Durchblättern wächst die Freude durch die sauberen Zeichnungen, die den Monographien unserer bekannten Baudenkmäler (von der Reichenau bis Murrhardt), den Beispielen romanischen Burgenbaues, romanischer Plastik und Malerei beigegeben sind. Aber ein Teil der Fotos macht stutzig, und eine eingehendere Beschäftigung mit dem Werk bringt leider manche Enttäuschung. Das Vorwort und die Einleitung „Von schwäbischer Art, Geschichte und Kunst“ werfen viele Fragen auf. Ist es berechtigt, heute wegen einer einst von Kaiser Maximilian vorgenommenen Kreiseinteilung die fränkischen Gebiete um Mergentheim nicht in eine „schwäbische“ Kunstgeschichte aufzunehmen, wenn andererseits der Blick bis Basel, Konstanz und Augsburg geht? Genügt es, das „Schwäbische in der Kunst“ durch zwei negative Definitionen zu charakterisieren: Buchmalerei der Reichenau „noch nicht“, Kunst der Barockzeit „nicht mehr“? Auf Seite 11 steht der Satz: „Schwaben konnte sich mit dem ihm im Grunde wesensfremden Barock nie recht befreunden.“ Wie will der Verfasser, wie angekündigt, in Band IV: Renaissance, Barock und Klassizismus sein Werk dann weiterführen? Allein schon in unseren evangelischen Dorfkirchen des 17. und 18. Jahrhunderts steckt doch so viel an sehr eigenem Schwäbischem – da ist doch schwäbischer Barock mit Händen zu greifen! Ziemlich besorgt wird man bei allzustarken Zusammenfassungen und Vereinfachungen, etwa wenn in der Einleitung (vielleicht dem Herzstück des Buches) von dem „zähen Menschenschlag der Alb“, oder von der „einst so heiteren Bevölkerung des Neckarlandes“ gesprochen wird, „die aus Protest gegen den fürstlichen Absolutismus in eine Art innere Emigration ging“. Verschiedene Kurzdarstellungen einzelner Bauwerke sind trefflich gelungen, aber auch hier ist manchmal abkürzend zu viel vereinfacht. Die Abschnitte über die Profanbauten, über die Plastik und das Kunsthand-